



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 8, Nr. 7 March 31, 1955

Köln: Bund-Verlag, March 31, 1955

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

öfe di
r Ziera
nat ma
Lustig
ür de
vortun
Wichtig
Name
bißche
nd doc

es nich
mensch
te mar
ähend
früher
minute
eit de
ondern
. Jede
kapiert
lieblich
gegen

r kann
s dem
etwas
ischem
nenden
n dem
estellte
aß wir

N
sportl

fann



Navajo, die Geschichte eines Indianerjungen, auf Seite 4

Wahlaufruf des DGB: Wählt eure Betriebsjugendvertreter

„Durch die Jugendvertretung sollen die Jugendlichen ihre Belange selbst innerhalb des Betriebes vertreten und sich in der Praxis demokratischer Vorgänge üben.“

Diesem Willen des Gesetzgebers wurden die Betriebsjugendvertreter mit ihrer bisherigen Arbeit gerecht. Sie haben sich seit Bestehen des Betriebsverfassungsgesetzes gemeinsam mit Betriebsrat und Gewerkschaften bemüht, die Arbeits- und Sozialverhältnisse der Jugendlichen zu verbessern. Es ist zu hoffen, daß recht viele von ihnen nunmehr in den Betriebsrat gewählt werden.

In den kommenden Wochen werden im Anschluß an die Betriebsrätewahlen die Betriebsjugendvertretungen neu gewählt. Die Jugend hat kein Verständnis für eine Zersplitterung ihrer Kräfte und wird deshalb dafür eintreten, daß es nur einen von den Gewerkschaften getragenen Wahlvorschlag gibt.

Es gilt, nur die besten jungen Gewerkschafter zum Betriebsjugendvertreter vorzuschlagen und zu wählen! Auf den Rat, die Erfahrungen und die Unterstützung der Gewerkschaften bauend, können nur mit ihnen gemeinsam

die betrieblichen Verhältnisse so gestaltet werden, daß sie ein gesundes Heranwachsen der berufstätigen Jugend ermöglichen.

Von den Betriebsräten erwarten die Gewerkschaften, daß sie auch weiterhin die Arbeit der Betriebsjugendvertreter unterstützen, Sie sollen ihnen die Gelegenheit geben, in allen Fragen mitzuwirken. Nur dadurch können die Betriebsjugendvertreter die Voraussetzungen für die spätere Übernahme größerer Verantwortung in Wirtschaft und Gesellschaft erwerben.

Ausbildung gleich Sklaverei?

„Deine Leserschrift in Nr. 6/55 hat mich geradezu herausgefordert, ein paar Zeilen zu schreiben, lieber Rolf... Auf dem Kasernenhof bist Du der Sklave Deines Ausbilders. Wenn Du das nicht glaubst, so kann ich Dich wirklich nicht begreifen. Ich kann mir aber auch nicht vorstellen, daß Du es als gut empfinden wirst, wenn man Dich dort »schleift« bis die Fetzen fliegen. Und was lernst Du auf dem Kasernenhof? Siehst Du eine besondere Leistung darin, zu lernen, wie man einem anderen Menschen möglichst schnell das Lebenslicht ausbläst?“
Heinz-Günther Lang, Wiesbaden

Sogenannte Sex-Bomben

„Bisher war ich mit dem »Aufwärts« fast immer restlos zufrieden. Aber die Nummer 5/55 gefiel mir zum Teil gar nicht. Meine Meinung ist, daß so ein Bild, wie das auf der Titelseite (Audrey Hepburn), nicht in eine Jugendzeitung gehört. Der danebenstehende Text war gut. Er zeigt, wie ein Mensch auch ohne Skandalaffären Ruhm und Beliebtheit erlangen kann. Nicht so wie diese sogenannten Sex-Bomben, deren »Ruhm« ja sowieso meist von kurzer Dauer ist. Die Jugendlichen lesen aber doch meist nicht den Text zu solchen Bildern... Ob nun Bilder



solcher Art dazu geeignet sind, auf den Jugendlichen einen guten Einfluß auszuüben, möchte ich bestreiten. Auch gefiel mir gar nicht die Bilderreihe »Frühling in Paris und anderswo«. Da ist vom Küssen und allen möglichen Dingen die Rede. Auch das gehört nicht in eine Jugendzeitschrift.“
Reiner Heringhaus, Dortmund-Lütgendortmund

Liebe unerwünscht

„Mir blieb die Spucke weg, als ich die Zeilen von Regina Klauß in Nr. 6/55 las. Man bekommt den Eindruck, daß sie (bitte nicht als Beleidigung auffassen!) von einer alten Schachtel geschrieben worden sind. Liebe Regina, schau Dir doch die Fotos von »Liebe in Paris und anderswo« noch einmal genau an. Du wirst das Glück in den Augen der jungen Menschen sehen. Ich kann auch nicht verstehen, was das mit »gewerkschaftlich« zu tun haben sollte. Müssen in unserer Jugendzeitung nur die Schattenseiten des Lebens gezeigt werden?“
Klaus Schudrowitz, Weiden bei Aachen

Aus „schlecht“ mach „gut“

„Jugendherbergseltern haben es sicher nicht leicht. (Leserbriefe in 2/55, 5/55 und 6/55.) Aber ist das nicht ein Beruf, der dem eines Lehrers nahesteht? Kann ein Lehrer nur »gute« Schüler haben wollen? Will er nicht vielmehr aus »schlechten« Schülern »gute« machen? — Jugendherbergen, die Größe und Komfort eines Hotels annehmen, haben ihren Zweck verfehlt. Und Jugendherbergseltern, die den »Betrieb« nicht mehr übersehen können, sind zu bedauern, sofern sie in Ordnung sind, und fehl am Platze, wenn sie aus Bequemlichkeit »gebildeten« Autofahrern den Vorzug geben vor »ungebildeten« Fußwanderern.“
August H., Ausbildungssteiger, Schachanlage Peine/Hann.

In Saus und Braus?

„Beim Lesen des mit H. H. unterzeichneten Briefes in der Ausgabe 4/55 fragte ich mich, wie alt der Verfasser sein mag. Ein Mensch, der den letzten Krieg bei vollem Bewußtsein erlebt hat, kann meiner Meinung nach so etwas nicht schreiben. Oder gehört Herr H. H. auch zu jenen Kreisen, die während der Bombennächte in sicheren Unterkünften in Saus und Braus gelebt haben und heute meinen, sie dürften wieder große Worte riskieren? Herr H. H. hat Angst, daß die Amerikaner uns ohne den westdeutschen Verteidigungsbeitrag nicht verteidigen würden. Ist ihm denn nicht der Evakuierungsplan der amerikanischen Personen in Deutschland bekannt? Danach dürfen Amerikaner im Falle eines russischen Angriffes bei Strafe auf der Flucht keine Deutschen mitnehmen. Übrigens: Wenn Herr H. H. so mutig ist, würde ich ihm empfehlen, ruhig seinen Namen zu nennen.“
Walter Adam, Dortmund-Bövinghausen

Traurige Feststellung

„Schon seit langem mache ich die traurige Feststellung, daß Du nur die regierenden Parteien kritisierst, und hieran stoße ich mich sehr. Wenn Du aber die Schattenseiten der anderen Parteien nicht erkennen willst, so bitte ich, die Politik doch lieber aus dem »Aufwärts« zu lassen. Es ziemt sich nicht für eine Zeitung, die überparteilich sein soll, nur die Fehler der einen Seite zu sehen und zu bemängeln.“
Paul Feldmann, Riesenbeck i. W.

Krankhaftes Hirn

In Ihrer Nr. 6 auf Seite 7 bringen Sie einen Bildbericht »Haus in Marseille« von Christa Peters. Ich als ehemaliger Architekt kann Ihnen nur dazu sagen, daß das Haus, das Sie so rühmlich herausstellen und propagieren, eine Entartung ist, die nur ein krankhaftes Hirn sich ausdenken kann... Ich lobe mir da die bodengebundene Architektur deutscher Architekten. Zeigen Sie den Lesern lieber etwas davon, statt »Häuser auf Stelzen« zu loben.
Otto Burscheid, München

Wo stehen wir?

Von Hans Dohrenbusch

Es ist soweit. Frankreichs Senat hat seine Zustimmung zu den Pariser Verträgen gegeben. Zögernd, dem Druck der USA und Englands folgend, wenn auch Frankreichs Ministerpräsident den Druck in seiner Rede vor dem Senat bestritt. Es fehlte in seiner Rede auch nicht der Hinweis darauf, daß Westdeutschland sich in einem vollen wirtschaftlichen Aufschwung befinde, und dies insbesondere deshalb, weil es keine militärischen Lasten zu tragen habe. Die Frage, ob Souveränität unbedingt mit einer deutschen Armee zu verbinden ist, umging er sehr geschickt, indem er davon sprach, daß man den Menschen, die in Deutschland gegen den Nationalsozialismus gekämpft hätten, die Souveränität nicht verweigern könne.

Nun, es will uns scheinen, als wären in Westdeutschland nicht unwesentliche Teile der deutschen Widerstandskämpfer gegen eine deutsche Aufrüstung, mehr jedenfalls als Befürworter. Einer sehr vorderseitigen Propaganda scheint es gelungen zu sein, den Eindruck zu erwecken, als hätten nur Militärs Widerstand gegen Hitler geleistet. Welch ein paradoxer Zustand: Die deutsche Wiederaufrüstung soll Wirklichkeit werden zu einem Zeitpunkt, da aus dem Amt Blank verlautet, daß 90 v. H. der wehrpflichtigen Jugend diese ablehnen. Und zu einem Zeitpunkt, wo der Amerikaner Conant sagt, daß eine Aufrüstung, die gegen den Willen der deutschen Arbeitnehmerschaft durchgeführt wird, praktisch keinen Wert hat.

Wird die westdeutsche Aufrüstung nun Wirklichkeit? Mehr als ein Fragezeichen steht hinter dieser Frage. Eine Viererkonferenz scheint endlich in das Stadium der Verwirklichung zu kommen. Diese wird, wenn sie Sinn haben soll, über eine notwendige Abrüstung zu beschließen haben. Damit aber steht die deutsche Wiederaufrüstung in unmittelbarem Zusammenhang. Es besteht auch heute noch die Möglichkeit, daß das Linsengericht deutsche Aufrüstung gegen deutsche Wiedervereinigung eingetauscht wird. Die Teilung Deutschlands ist ein Krisenherd — und ohne sein Verschwinden werden sich die Gegensätze der Weltmächte immer neu daran entzünden. Bei der Entwicklung der Kriegswaffen aber werden sich die Weltmächte den Bestand von Krisenherden nicht mehr erlauben können, weil es nicht nur ein Spiel mit ihrer eigenen Existenz, sondern mit der Existenz der Menschheit ist.

Wir glauben auch heute noch, trotz der Unterschrift des Bundespräsidenten, daß die deutsche Aufrüstung grundfalsch ist und nicht den wahren Interessen unseres Volkes entspricht. Ja wir glauben, daß die wahren Interessen der

Mußt du vierzehn Stunden arbeiten?

So fragten wir in AUFWÄRTS Nr. 2

Zugleich hatten die Jugendzeitschriften JUNGE STIMME und WACHT auch ihre Leser zu diesem Problem befragt

Es hat eine ganze Weile gedauert, bis einige Zuschriften eingingen. Ehrlich gesagt: Es sind auch heute noch reichlich wenig. Wir haben uns gefragt, ob unsere Leser dieses Problem nicht interessiert. Nachstehend bringen wir einige der Briefe und stellen sie nochmals zur Diskussion. In der nächsten Nummer bringen wir Briefe von »Junge-Stimme«- und »Wacht«-Lesern.

Hölle heiß machen

Ich habe eine Bekannte, 17 Jahre alt. Sie ist als Lehrling bei einem Schneidermeister beschäftigt. Ihre Dienstzeit ist von 8 bis 12 und von 14 bis 18 Uhr. Dagegen ist nichts zu sagen. Aber der liebe Schneidermeister macht es sich zur Gewohnheit, das Mädchen bis 20 und 21 Uhr zu beschäftigen. Begründung: Wichtige Arbeit, die unbedingt erledigt werden muß. Ich habe mich mit den Eltern unterhalten, und man sagte mir: »Was sollen wir dagegen unternehmen? Das letzte Jahr wird auch noch vorbeigehen. Wenn wir uns beschweren, würde ihr Chef ihr die Hölle so heiß machen, daß sie nicht länger dort arbeiten könnte. Wo bekommt das Mädchen dann wieder eine Lehrstelle?“
Walter Sch., Dillingen

Tischler in der Landwirtschaft

Es ist Samstag, 17 Uhr. Vor mir liegt das Merkblatt zum Schutz der arbeitenden Jugend, und der Jugendliche, von dem ich berichten will, ist noch nicht von seiner Arbeit zurück. H. ist im dritten Lehrjahr (noch nicht 18) und lernt Tischler. Seinen Urlaub von 1954 hat er noch nicht gehabt. Um 7 Uhr beginnt seine Arbeit. Wenn der Meister »wichtige« Arbeit hat, muß er um 5 Uhr beginnen und auch noch die Berufsschule versäumen. In der Regel ist H. um 20 Uhr zu Hause. Ausnahmen bilden die Tage, an denen er zur Berufsschule muß, und kirchliche Feiertage, die nicht gesetzlich sind. Dann legt der Meister Wert darauf, daß H. um 18.45 Uhr zu Hause

Menschheit die allgemeine Abrüstung verlangen. Die Völker wollen in Frieden leben. Sie wollen von ihrer Angst vor einem möglichen Atomkrieg befreit werden. Nur allzusehr mahnen die Zeichen der Vergangenheit und ihre Schrecken. Die Mehrzahl der Menschen will Abkehr vom militärischen Denken. Wie sehr der Krieg die Gemüter verwirrt, wurde aus einigen Nebensätzen der Dokumente von Jalta deutlich. Es ist die Stelle, an der Christ und Präsident der Vereinigten Staaten, Roosevelt den Diktator Stalin auffordert, noch einmal den Toast der Erschießung von 50 000 deutschen Offizieren auszubringen. Es ist kein Zweifel daran möglich, daß Roosevelt ein solches Ansinnen im Frieden als glatten Kollektivmord bezeichnet hätte. Der Krieg verwirrt selbst die Gemüter der besten Menschen, weil er sie in Situationen zwingt, in denen Herz und Gehirn ausgeschaltet werden

In einem an Bernanos gerichteten Brief der Schriftstellerin Simone Weil, die während des spanischen Bürgerkriegs auf der Seite der Republikaner stand, heißt es: »Ich habe niemals erlebt — weder unter den Spaniern noch unter den Franzosen, die zum Kämpfen oder zum Spaziergehen hergekommen sind, wobei sich unter den letzteren in der Mehrzahl trübsinnige und harmlose Intellektuelle befinden —, daß jemand, und sei es in meinem engsten Freundeskreis, Widerwillen, Ekel oder auch Mißbilligung über das unnützlich vergossene Blut ausdrücken würde. Sie sprechen von der Angst. Gewiß hat die Angst Anteil an diesen Metzeleien gehabt. Aber doch nicht ich war, habe ich den Anteil, den Sie ihr zuschreiben nicht gesehen. Offenbar ganz mutige Menschen — bei einem wenigstens konnte ich den Mut mit eigenen Augen beobachten — erzählten einem bei einer kameradschaftlichen Mahlzeit mit einem brüderlichen Lächeln, wie viel Priester oder »Faschisten« sie getötet hatten — ein selbsterweiterter Begriff. Ich habe meinerseits das Gefühl gewonnen, daß es, sobald die weltlichen und geistlichen Autoritäten eine Kategorie menschlicher Wesen außerhalb der Reihe stellen, für die Leben einen Preis hat, für den Menschen nichts Natürlicheres gibt als zu töten. Sobald man weiß, daß man töten darf, ohne Strafen oder Tadel befürchten zu müssen, so tötet man oder schenkt doch den Tötenden ein ermutigendes Lächeln.«

Das sind zwei Beispiele aus Kriegen, die gegen eine kommenden — man verzeihe — als harmlos zu bezeichnen sind. Was aber wird geschehen, wenn die Menschheit mit Atomwaffen aufeinander losgehen? Würde nicht die gänzliche Auflösung des Menschen als moralische Wesen die Folge sein?

ist und auch den Abendgottesdienst besucht. Im Winter arbeitet H. nur als Tischler, im Sommer dagegen auch als Feldarbeiter in der Landwirtschaft des Meisters. Seinen Meister auf das Jugendarbeitsschutzgesetz aufmerksam machen, hieß »Ol ins Feuer gießen«, sagte mir H. Aber auf alle Fälle würde ein besseres Gesetz den jetzigen Zustand mildern. Allein eine längere Berufsschulzeit würde dem Lehrling eine Erleichterung bringen. Auch eine härtere Bestrafung des Meisters würde von Nutzen sein.
Rudolf P., Rheda

Motorradraten und Campingausrüstung

Jugendarbeitsschutzgesetz — das ist schön und gut. Aber man sollte es doch jedem überlassen, was er tut. Wenn Unrecht geschieht, der hat ja die Möglichkeit, beim Gericht zu klagen. Wer aber länger arbeiten will — warum nicht? Ich bin sehr froh, daß ich mir ein paar Mark zusätzlich verdienen kann. Meine Mutter ist Witwe, und ich muß — genau wie meine Brüder — sehr viel Geld für den Haushalt abgeben. Da bleibt wenig übrig für die Motorradraten. Das ist jeden Monat die gleiche Schwierigkeit. Und wenn ich das Motorrad bezahlt habe, möchte ich mir gern eine Campingausrüstung kaufen.
Karl-Josef H., Konstanz

Nein!

Auf die Frage: »Mußt du vierzehn Stunden arbeiten?« kann ich als Jugendvertreter und Mitglied einer Gewerkschafts-Jugendgruppe der IG Metall nur sagen: Nein! Es gibt das Jugendschutzgesetz und bei uns ein besonderes Niedersächsisches Jugendarbeitsschutzgesetz, das das verbietet. Unser Gesetz schreibt höchstens 42 Stunden (unter 16 Jahren) und 45 Stunden (unter 18 Jahren) vor... Dies gilt für alle Jugendlichen, ob sie gewerkschaftlich organisiert sind oder nicht.
Winfrid B., Havelse, über Hannover

Bürger, wohin rollt dein Steuergroschen?

Kassel im Frühjahr 1955

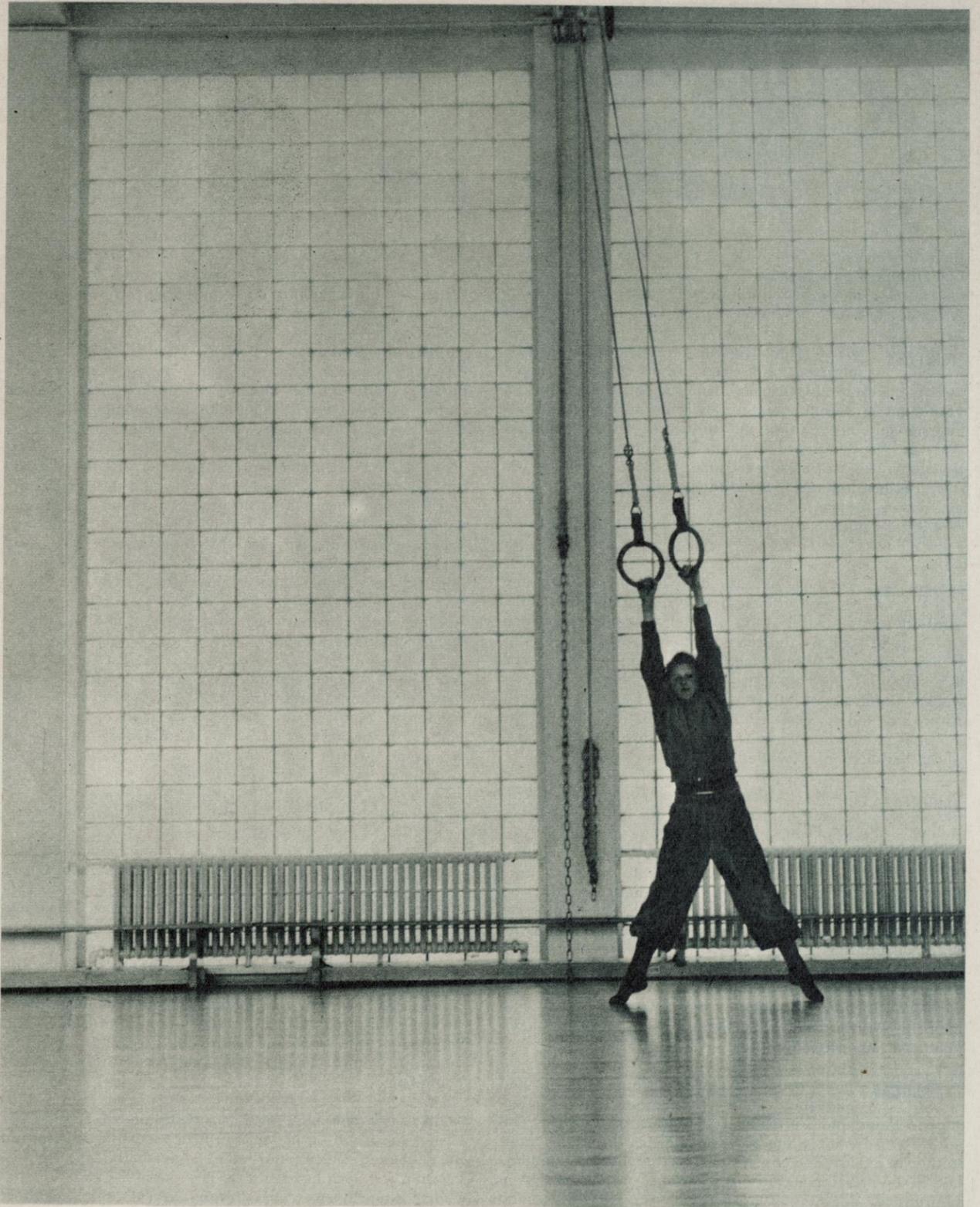
Heinz Heid fotografierte für „Aufwärts“ die 6. Folge unserer Serie „10 Jahre danach“



53.— DM zahlt jeder dieser Kasseler Bürger jährlich (oben) für Steuern direkt an die Stadtkasse. Indirekt — und zwar über Gas-, Elektrizitäts- und Wasserwerk und Straßenbahn- und Omnibusgesellschaft — kommen noch 39.— DM dazu. Der Bund und das Land Hessen geben außerdem 114.— DM je Einwohner als staatliche Zuschüsse. Das macht summa summarum 336.— DM je Bürger und Jahr. Was geschieht mit diesem Geld? Der Kasseler ist neugierig. „Wohin rollt unser Steuergroschen?“ will das Ehepaar (unten) wissen und blickt ungeniert hinter den Bauzaun am Friedrichsplatz ...



Eine der schönsten Volksschulen Deutschlands ist die in Kassels Hupfeldstraße. Der Turnsaal (Bild rechts) ist so hell wie ein Sportplatz draußen in der freien Natur. Glasbausteine und große Fenster bilden die Wände. Der Vater des hier voll Freude an den Ringen schwingenden Jungen beteiligt sich an den Kasseler Schulbauten mit 48.— DM. Unter der Turnhalle, die zugleich als Aula der weiträumigen Pavillonschule dient, wurde ein Hallenbad mit einem 12,5 m langen Schwimmbecken eingebaut. Kassel ist die erste Stadt der Bundesrepublik mit einem schuleigenen Schwimmbad. Man kann nie genug für die Schulen tun ...



Dieses im Bau befindliche Hochhaus krönt den Hügel, zu dem Kassels neue Treppenstraße hinaufführt. Die Kasseler sind stolz auf ihre neuen Straßen — und auf ihre neuen Wohnviertel. Die Stadtverwaltung nutzte nämlich die Chance, nach einer Zerstörung von über 80 v. H. ganz neu aufzubauen. Neue Straßenzüge wurden nach den Erfordernissen des modernen Verkehrs gelegt, wo früher alte Häuser standen. Und Wohnungen wurden hell und gesund, den Notwendigkeiten des gegenwärtigen Lebens angepaßt, errichtet. An den 336.— DM Steuergroschen je Bürger ist der Wiederaufbau mit 51.— DM beteiligt.

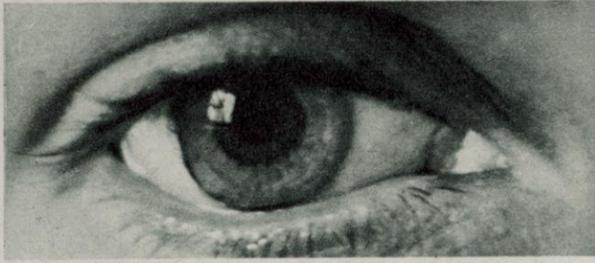


Dauerwellen und maniküren lernen Kassels Friseurlehrlinge in der Berufsschule Schillerstraße besser als in jedem Friseurbetrieb. Keiner der Meister Kassels verfügt nämlich über einen so modern eingerichteten Salon wie diese Berufsschule. In Kassels Stadtsäckel sind die Posten für den Bürger hoch veranschlagt. Die Verwaltung schluckt nur 16.— DM, die Polizei 29.— DM. Für Straßenreinigung, Müllabfuhr und Stadtentwässerung werden 45.— DM ausgegeben, für Zinsen und Rückzahlungen 36.— DM. Die Stadtväter legen Wert darauf, daß die Bürger über Verwendung der Steuergroschen Bescheid wissen.



Das Haus der Jugend am Ufer der Fulda hat eine wechselvolle Geschichte. Seine Grundmauern dienten seit 1362 als kurfürstliches Jägerhaus, Kastell, Tuchfabrik, Artilleriekaserne, Lazarett, Staatsgefängnis und Führerschule der HJ. Diese Geschichte stellt die moderne Wandmalerei im Festsaal dar. Ein Kollege der Kasseler Gewerkschaftsjugend zeigt unserem Reporter die Zeichnungen. Nach völliger Zerstörung baute die Stadt hier ein Haus der offenen Tür. Für die Gesundheits- und Jugendpflege werden 101.— DM und für Kunst und Kultur 10.— DM von den Steuergroschen des Herrn Jedermann verwandt.

BEVAN Mit 141 gegen 112 Stimmen hat die Labour-Fraktion des englischen Unterhauses den Führer des linken Parteiflügels, Aneurin Bevan, ausgeschlossen. Der Parteivorstand hat jedoch den ebenfalls beantragten Parteiausschluß Bevans mit 14 gegen 13 Stimmen abgelehnt unter der Auflage, daß sich der Rebell künftig streng an die Parteidisziplin hält. Dadurch ist eine drohende Spaltung der Labour-Partei verhindert worden, die von den englischen Konservativen schon mit Freude erwartet worden war. Der Grund für die Maßregelung Bevans war unter anderem seine von der Partei-



linie abweichende Meinung in der Frage der Wiederbewaffnung Deutschlands.

— Hätte auch gerade noch gefehlt, daß sich Englands Arbeiterschaft an diesem verfaulten Problem entzweit!

VISITEN 403 600 Deutsche Mark hat das Bundesfinanzministerium an zusätzlichen Repräsentationskosten für die Staatsbesuche ausländischer Potentaten im vergangenen Rechnungsjahr auswerfen müssen. In dieser Summe sind die Kosten der besuchten Städte und der Aufwand für den überdimensionalen Polizeieinsatz natürlich noch nicht einbegriffen. Hinzu kommen über 300 000 DM, die der deutsche Bundeskanzler seinerseits für Auslandsreisen aufgewendet hat.

— Motto: Lebt lustig und in Freuden, solange ihr noch Kaiser oder Kanzler seid!

ERSTAUNLICH Auf Anordnung des neuen sowjetischen Ministerpräsidenten, Marschalls Bulganin, wurde der sowjetische Kultusminister Alexandrow „wegen Unfähigkeit“ seines Postens enthoben. Alexandrow — früher Leiter des Propagandakomitees der KPdSU — ist der siebte prominente Sowjetpolitiker, der seit Januar wegen Unfähigkeit, Pflichtvergessenheit oder „schwerer Abirrung“ seinen Posten quittieren mußte.

— Die Russen scheinen auf ihre Weise das Beispiel Frankreichs nachahmen zu wollen.

DOKUMENTE Großes Aufsehen erregte die Veröffentlichung der Dokumente der Jalta-Konferenz, die Churchill, Roosevelt und Stalin — die „Großen Drei“ — im Februar 1945 auf der Krim abhielten. Aus den Dokumenten geht hervor, daß die Siegermächte die Aufteilung Deutschlands in vier oder fünf Teilstaaten planten. Von Churchill, dem einzigen Überlebenden der Jalta-Konferenz, ist eine Reihe zynischer Äußerungen über das polnische Schicksal und das Los der deutschen Ostvertriebenen ans Licht gekommen, die das Prestige des „großen alten Mannes“ nicht gerade gehoben hat.

— Neuer Beweis, wie sinnlos der Krieg ist und — daß man die Politik nicht allzu gläubig den „großen Staatsmännern“ überlassen sollte!

VERSUCH Ohne großes Aufsehen trafen sich in Bad Godesberg eine Delegation des Bundesjugendringes und Vertreter der ostzonalen FDJ. Das Gespräch wurde vor allem zur Klärung des Schicksals zahlreicher in der Sowjetzone verhafteter Jugendlicher geführt. Die FDJ-Vertreter machten die Zusage, sich „durch ihren Einfluß bei den Regierungsstellen“ um die Freilassung von aus politischen Gründen inhaftierten Jugendlichen zu bemühen.

— Wenn wir durch solche Gespräche Menschen befreien können, sollte das Beispiel Schule machen.

LOGIK Während in der Wüste von Nevada ein Atomversuch dem anderen folgt und die Militärausgaben der USA eine Rekordhöhe erreicht haben, hat der amerikanische Präsident Eisenhower jetzt einen „Minister für Abrüstung“ ernannt. Harold Stassen, der bisher das Amt für Auslandunternehmen leitete, wird die neue Aufgabe übernehmen.

— „Rüstet auf und rüstet ab; Wenn ich nur die Profite hab!“

(Aus der Ballade des Kriegsgewinners)

STRASSER Aus Irland kommend, landete der Führer der einstigen Schwarzen Front Hitlers, Otto Strasser, wieder im heißgeliebten Deutschland, das er wieder einmal erneuern will. Auf der ersten Pressekonferenz in der einstigen Hauptstadt der Bewegung, München, gab er gleich seiner Meinung über das gegenwärtige Deutschland Ausdruck, dessen Parteien „doch alle Sauhaufen“ seien. Darum will er auch keine neue Partei gründen, sondern statt dessen Freunde in den bestehenden Parteien suchen und mit ihrer Hilfe „einen Ständestaat auf dem Boden des Solidarismus schaffen“.

— Das geduldige demokratische Deutschland wird auch diese „Erneuerung“ noch ertragen können.

AUFWARTS Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortliche Schriftleitung: Hans Dohrenbusch. Graphische Gestaltung: Willy Fleckhaus. Telefon 8 04 81. AUFWARTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigelegt werden. — Kupfertiefdruck: M. DuMont Schauberg, Köln.

Dieser Tag sitzt mir heute noch in den Knochen

Ein Mann und die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht am 16. März 1935 — Von Peter Miska

Heute, am 16. März 1955, waren es genau zwanzig Jahre, daß in Deutschland die allgemeine Wehrpflicht wieder eingeführt wurde. Wir glauben, daß die Stimme des „Mannes von der Straße“ schon wieder viel zu oft überhört wird. Deshalb haben wir einmal aufgeschrieben, was ein Mann aus unserem Volke zum 16. März 1935 und seinen Folgen zu sagen hat. Hier ist es:

Allgemeine Wehrpflicht

Ich bin kein Mensch, in dessen Leben Gedenktage eine besondere Rolle spielen. Ich gehöre sogar zu den Männern, die — zum Leidwesen ihrer Frauen — schon einmal den eigenen Hochzeitstag vergessen haben. Und doch gibt es einen Tag, den ich nie vergessen werde. Er hat mein Leben — und ich glaube das von Millionen Menschen — verändert wie kein anderer Tag. Es war der 16. März 1935.

Ich war damals knapp 20 Jahre alt und lebte bei meinen Eltern zu Hause in Ostpreußen. Beruflich steckte ich noch in der Ausbildung. Als ältester von drei Söhnen sollte ich einmal meines Vaters Apotheke übernehmen, die mein Vater schon von seinem Vater übernommen hatte.

Jener 16. März war ein Sonntag und „Heldengedenktag“. Wir hatten Kaffee getrunken und hörten Radio. Goebbels sprach aus dem Berliner Sportpalast. Dort fand damals die Hauptfeier für die Gefallenen des ersten Weltkrieges statt. Am Schluß seiner ellenlangen Rede verkündete der Reichspropagandaminister die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht. „Ach, du lieber Gott“, sagte meine Mutter. Mein Vater sah uns drei Jungen der Reihe nach an und meinte dann: „Da müßt ihr also Soldat werden.“

Am Abend dieses Sonntags kam unsere Nachbarin, eine Frau Georgi, noch zu uns herüber. Frau Georgi hatte zwei Söhne. Der eine war so alt wie ich, der andere zwei Jahre jünger. Ihr Mann war 1917 vor Verdun gefallen. Als sie mit meiner Mutter über „das, was da gerade durchs Radio gekommen war“, sprach, weinte sie.

Musterung

Zwei Monate später, Ende Mai 1935, stand ich eines Tages vor einer Litfaßsäule. Zum ersten Male in meinem Leben las ich ein Plakat von der ersten bis zur letzten Zeile. Das Plakat war dunkelrot, die Schrift schwarz. Das Wort, das mir am meisten auffiel, hieß: „Musterung.“ Es stand in fetten Druckbuchstaben an auffälliger Stelle. Ich hatte es nie zuvor irgendwo gedruckt gesehen, hatte es nie gelesen, nie gehört, nie ausgesprochen. Durch den Musterungsauftrag kam mir zum erstenmal zum Bewußtsein, daß ich ein „Jahrgang“ war, und zwar — zu allem Übel — der Jahrgang 1915. Wäre ich „Jahrgang Vierzehn“ gewesen, wäre mir wenigstens das halbe Jahr Arbeitsdienst erspart geblieben.

Mein Vater riet mir, mich zurückstellen zu lassen. Der Grund „noch mitten in der beruflichen Ausbildung“ reichte aus, um den Gestellungsbefehl anderthalb Jahr hinauszuschieben. Noch bevor ich im Frühjahr 1937 zum Arbeitsdienst eingezogen wurde, waren laut Gesetz aus dem

einen Jahr Wehrmachtsdienstzeit schon zwei Jahre geworden.

Aus zwei Jahren wurden zehn

Im Herbst 1937 ging ich — mit einem Köfferchen in der Hand — zum erstenmal in meinem Leben durch ein Kasernentor. „Zwei Jahre“, dachte ich, „was ist das für eine lange Zeit.“ An diesem Tage zog ich mit der freundlichen Unterstützung eines Kammerfeldwebels, meines Stubengefreiten und meines Korporalschaftsführers eine Soldatenuniform an. Als ich sie auszog, schrieben wir 1947. In diesem Jahr kam ich aus der Gefangenschaft zurück. Aus den „endlos langen“ zwei Jahren waren zehn geworden. Ich war inzwischen 32 Jahre alt, aber ein „fertiger Apotheker“ war ich noch immer nicht. Das war auch nicht mehr so wichtig, denn die Apotheke war futsch. Und mein Vater war auch nicht mehr da. Die Russen haben ihn mitgenommen, und er ist bis heute nicht zurückgekommen. Meine Mutter haben sie nicht weggeholt. Sie ist drüben geblieben und — wie ich hörte — drüben gestorben. Meine beiden Brüder sind gefallen. Ich habe die Apothekerlaufbahn aufgegeben; ich hätte mit 32 Jahren noch einmal zur Universität gehen müssen. Ich weiß: das haben viele in dem Alter getan, und manche waren noch älter. Aber ich hatte in den ersten Jahren nach meiner Rückkehr aus der Gefangenschaft alle Hände voll zu tun, um meine Frau, mein Kind und mich einigermaßen satt zu bekommen. Dann mußte ich mich mächtig beeilen, daß ich den Anschluß ans normale Leben nicht verpaßte. Schließlich hat's geklappt: Ich bekam eine Stellung. Die habe ich heute noch. Und ich bin im Laufe der Jahre sogar ein bißchen nach oben geklettert.

Ich habe einen Sohn

Wenn Sie so wollen, habe ich bei allem also noch ziemlich viel Glück gehabt. Hab' ich auch: Ich bin nur dreimal leicht verwundet worden. Ich hätte ein Bein verlieren können, oder beide, oder einen Arm, oder beide; ich hätte blindgeschossen werden können, oder ich könnte heute noch mit einem Splitter in der Lunge umherlaufen. Schließlich hätte ich auch fallen können — wie die beiden Söhne der Kriegerwitwe Georgi, wie meine Brüder. Wirklich, ich habe Glück gehabt, wenn man die Sache am Unglück der anderen mißt. Und ich habe einen Sohn: Der ist jetzt dreizehn.

Weil man jetzt gerade wieder dabei ist, die allgemeine Wehrpflicht zu proklamieren, und weil der Krieg erst gerade zehn Jahre zu Ende ist und die letzten Gefangenen noch immer nicht zu Hause sind, deshalb erinnere ich mich dieses Jahr ganz besonders heftig an den 16. März 1935. Und ich überlege, was ich wohl für meinen Jungen tun kann, damit die bevorstehende Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht sein Leben nicht ebenso durcheinanderbringt, wie die damalige meines und das von Millionen Männern durcheinandergebracht hat. Denn daran, daß diesmal alles anders wird, daß es diesmal bei 18 Monaten Dienstpflicht, 12 Divisionen, bei Reserveübungen und Manövern bleibt, daran — wissen Sie — kann ich nicht so recht glauben. Dazu sitzt mir der 16. März 1935 noch zu sehr in den Knochen.

Navajo, die Geschichte eines Indianerjungen



Diese Geschichte von dem kleinen Navajo ist vielleicht das Schönste, was bisher im Film vom Zusammenprall alteingesessener Indianer mit der Zivilisation des weißen Mannes erzählt wurde. Fern von aller „Western“-Sensationsromantik wird dabei — in einfachster Fabel — aus uralten Spuren und an einigen letzten Nachfahren noch einmal die Größe, Weisheit und Tragik des indianischen Volkes der Vergessenheit entrissen. Ein wagemutiger, unabhängiger amerikanischer Produzent hat den Film, frei von aller Hollywood-Routine, mit einem kleinen, erlesenen Aufnahmestab in den Indianer-Reservaten Nordamerikas gedreht. In einzigartiger Weise ist es dem Autor-Regisseur Norman Foster gelungen, Kultur- und Spielfilmelemente zu wundervoller künstlerischer Einheit zu verschmelzen. Als „Spitzenleistung in seiner Art“ wurde der Film mit dem Prädikat „Besonders wertvoll“ ausgezeichnet und neben der hervorragenden Regie-, Kamera- und Darstellerleistung besonders das Spiel des kleinen Navajo lobend hervorgehoben.

Hier ist seine Geschichte, wie sie der Film in herrlichen Bildern mit großartigen Landschaftsaufnahmen erzählt: In den Blauen Bergen von Arizona lebten die Rothäute vom Stamm der Navajo. Sie haben eine ruhmreiche Ge-

sichte hinter sich mit vielen Kämpfen gegen ihre Feinde, die Utahs, und gegen die Angriffe der weißen Soldaten.

Dort lebt auch der „Sohn des Jägers“. Er ist erst sieben Jahre alt, aber er ist stolz darauf, ein Navajo zu sein. Er muß Schafe und Ziegen hüten und lebt mit seiner Mutter — „Gute Weberin“ genannt — und mit seinen Geschwistern zusammen. Sein Vater ist schon seit langem weggegangen, um für die Weißen zu arbeiten, bei der Eisenbahn. Aber da war noch der Großvater, der „Grauer Sänger“ genannt wird. Er ist sehr weise und war einmal Medizinmann. Er kann Sandbilder machen und kennt viele schöne Lieder. Er war es auch, der dem Jungen von der Geschichte und den Erlebnissen der Vorfahren erzählte.

Eines Tages mußten sie einen anderen Lagerplatz suchen, weil die Eule bei Tage dreimal gerufen hatte und man die Warnung der Eule niemals unbeachtet lassen darf.

„Grauer Sänger“ ritt mit dem Jungen ins Great Rock Cañon, wo es die vielen Pinonnüsse gibt. Dort sind die wilden Felsen so himmelhoch und die Täler so abgrundtief, daß einem fast der Atem stockt. In den unzugäng-

lichen Höhlen waren vor vielen Jahren die Schlupfwinkel der Navajos, die Schutz suchten vor den weißen Soldaten. Und wenn die Utahs sie nicht verraten hätten, wären sie nie überwältigt worden. Dort war auch der spitze Felsen, der „Spinnenberg“ heißt, weil dort die Spinnenkönigin wohnt. Wenn die Kinder ungezogen sind, packt die Spinne sie bei den Haaren, zieht sie nach oben und frißt sie auf...

Je mehr er von der Geschichte seines Volkes erfuhr, um so mehr begann der Junge die Weißen zu hassen. Aber der Großvater erklärte ihm, daß man keine bösen

In der Distriktschule waren viele Jungen, Weiße und Indianer, die offenbar keine Scheu hatten, freundlich miteinander zu sein. Aber „Sohn des Jägers“ konnte nicht vergessen, was die Weißen seinem Volk angetan hatten.

Er hatte ihnen seinen Namen nicht gesagt. Da hatten sie ihm einfach einen anderen Namen gegeben, doch er hatte ihn nicht angenommen, denn er war doch der „Sohn des Jägers“. Dann hatten sie ihm noch seine schönen langen Haare abgeschnitten, ohne daß er sich dagegen wehren konnte.

Doch dann mußte er an das denken, was „Grauer Sänger“ ihm erzählt hatte. Man darf keine bösen Gedanken haben, weil sie so dunkel sind wie die Nacht und die Menschen in die Finsternis führen. „In einem guten Gedanken aber“, so hieß es im Liede des „Grauen Sängers“, „ist Gutes für alle Menschen. In allem ist Schönheit. Die Erde ist schön.“ So hatte ihm „Grauer Sänger“ auch nach seinem Tode noch geholfen, sich in der Einsamkeit seines Herzens selbst zu überwinden und den Weg des Lichtes zu finden. Und wer weiß, vielleicht ist das sogar schwerer gewesen als seine Feinde zu besiegen...



Gedanken haben darf. Denn ein Gedanke — ob er ausgesprochen wird oder nicht — ist Wirklichkeit. Wenn er auch nicht alles verstehen konnte, was „Grauer Sänger“ ihm erzählte, so freute sich der Junge doch immer, wenn er ihm zuhören durfte. Aber dann kam ein Tag, an dem der Großvater sehr krank wurde. Kurz vorher war er in die Stadt geritten, um mit dem Vater zu sprechen, ob er nicht doch wieder zu seiner Familie zurückkehren wolle. Doch der hatte ihn zurückgewiesen, und die schlimme Nachricht vergrößerte die Abneigung gegen die Weißen noch mehr, denn sie hatten dem Vater das verderbliche Feuerwasser gegeben...

Durch den langen Ritt war „Grauer Sänger“ sehr erschöpft gewesen, und so wurde er krank. Sie führten ihn an einen einsamen Platz und gaben ihm Speise und Trank für die letzten vier Tage. So verlangt es das Gesetz der Navajos. Denn wenn einer von ihnen in der Hütte stirbt, können die anderen nicht mehr darin wohnen... „Nichts stirbt“, sagte „Grauer Sänger“. „Unser Körper ist uns nur geliehen für die Zeit, die wir auf Erden verbringen. Dann wird er wieder zu Erde. Und der Geist kehrt in das Land des Friedens und des Sommers zurück, von wo er auch gekommen ist.“ Er wollte auch gern zu Fuß gehen, und sein Pferd sollte nicht getötet werden, um ihn auf dem letzten Weg zu begleiten, sondern es solle in Zukunft dem „Sohn des Sängers“ gehören.

Obwohl er sich ein Pferd so sehnlichst gewünscht hatte — das Pferd des „Grauen Sängers“ hatte er doch nicht haben wollen... Nun mußte der Junge in die Stadt reiten, damit der Großvater beerdigt würde, denn die Navajos fürchten sich vor den Toten, aber sie wollen auch nicht, daß sie von den Kojoten aufgefressen werden.

In der Stadt wurde der „Sohn des Jägers“ von einem Polizisten aufgegriffen, der ihn nach seinem Namen fragte. Er hatte ihn angelogen, aber der Polizist kannte die Bräuche der Navajos. Er fragte viermal. Und da konnte der Junge nicht mehr lügen, denn sonst wäre die Lüge aus allen vier Himmelsrichtungen zu ihm zurückgekehrt, um ihn zu fangen. Der Polizist versprach ihm, daß „Grauer Sänger“ beerdigt würde. Auch das Pferd würde zurückgebracht, aber „Sohn des Jägers“ mußte jetzt in die Schule des weißen Mannes gehen.

So haben sie ihn gefangengenommen, genau so wie die weißen Soldaten ehemals die Vorfahren der Navajos gefangengenommen haben...

Tag und Nacht hatte er nur den einen Gedanken, wie er von hier fliehen könnte. Schlafen konnte er sowieso nicht, denn die Weißen hatten so merkwürdige Betten, da schlief er schon lieber mit seiner Decke auf der Erde, wie er es zu Hause gewohnt war. Eines Nachts war es ihm endlich gelungen, aus dem verhaßten Schulheim zu entkommen. Ganz allein eilte er zu den Seinen zurück, die er bei dem Lagerplatz in Bitter Spring verlassen hatte.

Doch es mußte etwas Schreckliches passiert sein, während er weg war. Der Herd war zerstört, die Hütte war niedergebrannt, so wie es die Navajos tun, wenn jemand gestorben ist. Er konnte nicht wissen, daß ein Steinschlag seine Familie getötet hatte und daß nur seine Schwester gerettet war. In seiner Not blieb ihm als einziger Ausweg nur die Flucht in die schwer zugänglichen Felsen. So kam er in das Cañon des Todes, wo sich die Navajos schon früher vor den weißen Soldaten versteckt hatten.

Inzwischen hatte sich der Lehrer mit einem indianischen Führer zu seiner Verfolgung aufgemacht. Es war sehr schwierig und gefährlich, vor ihnen zu fliehen, denn manche Täler waren ringsum von Felsen eingeschlossen. Sie bildeten natürliche Fallen, aus denen es kein Entkommen gab. „Sohn des Jägers“ mußte ganz hoch hinaufklettern zu den Höhlen, von denen ihm der Großvater erzählt hatte. Aber seine Verfolger blieben ihm auf den Fersen, so hoch er auch kletterte. Es war Nacht geworden. Einsam und allein saß „Sohn des Jägers“ in seinem Schlupfwinkel. Er hatte Hunger und Durst, aber er dachte an seine Vorfahren, die es noch viel länger in diesem Versteck ausgehalten hatten. Sie hatten Baumrinde gegessen und sich mit Lehm eingerieben, um sich warm zu halten. So hatten sie drei Jahre gelebt, was war dagegen eine Nacht?

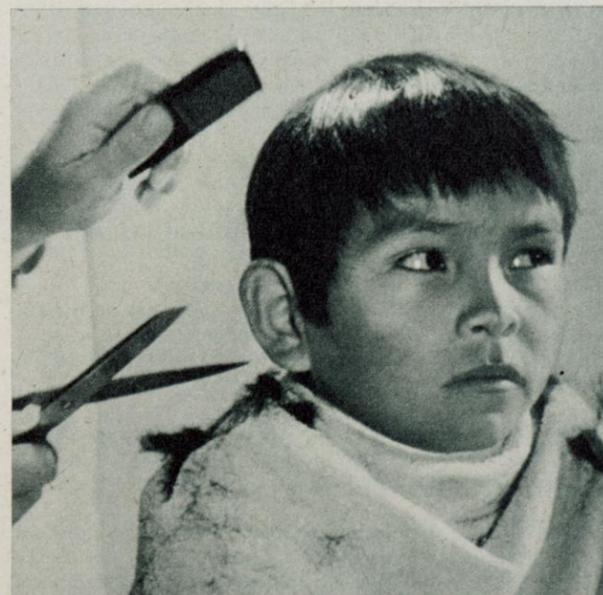
Seine Verfolger hatten sich immer näher an sein Versteck herangearbeitet. Aber auch der Junge war nicht untätig geblieben. Er hatte eine Falle gebaut. Wer sie berührte, mußte von den herabfallenden Steinmassen begraben werden. Mochten doch die verhaßten Weißen zugrunde gehen.

Der indianische Führer war von den Steinen getroffen worden. Der Weiße konnte ihn nicht allein wegschaffen, und deshalb war er bis zu dem Jungen emporgeklettert. Er machte ihm keine Vorwürfe, aber er bat ihn, Hilfe herbeizuholen. So war „Sohn des Jägers“ wieder frei, und er konnte gehen, wohin er wollte. Warum sollte er sich um seine Feinde kümmern?

Man hatte ihm die Haare abgeschnitten und ihn in ein Schulheim gesperrt — aber er liebte die Freiheit. Er floh. Wir wissen nicht, was aus ihm geworden ist. Aber „Grauer Sänger“ hatte ihm sein Lied ins Herz gesenkt. Das bewahrte es vor Verstockung. „Grauer Sänger“ sang: „In einem guten Gedanken ist Gutes für alle Menschen.“ Vielleicht lebt er in diesem Gedanken weiter.

Der amerikanische Film „Navajo“ schildert die Geschichte dieses kleinen Indianerjungen. Ausgezeichnete Naturaufnahmen und die eindrucksvolle Fotografie der IndianerGESICHTER ergeben den Rhythmus dieses Streifens, der mehr ist als ein Kulturfilm. Er ist ein Kulturdokument für seine Schöpfer und für die rote Rasse, die er verherrlicht.

Fotos: Neue Filmkunst



Bill Warren's Besuch

Von Philipp Wiebe

Am Ende des Krieges hat Bill Warren bei der Eroberung von Frankfurt a. M. den Knaben Günter kennengelernt und unter seine Fittiche genommen. Später ging Bill Warren nach USA zurück. Nun, nach zehn Jahren, besucht er ihn und findet einen jungen Mann, der die Schrecken des Krieges nicht vergessen hat — und damit auch nicht die Gedanken, die ihm vor zehn Jahren auf den Lebensweg gegeben wurden.

Fortsetzung.

„Wieso das?“ fragte Bill.

„Nun, sie mußte in ihrem jungen Leben dreimal fliehen. Erst aus dem Baltikum — ihrer Heimat — nach Stettin, dann von Stettin nach Halle und vor einem Jahr von Halle hierher. — Wenn man solche Sachen machen muß, erscheint ein Familienstammbuch nicht mehr so unbedingt wichtig.“

„Vor einem Jahr war sie noch in der Ostzone?“ fragte Bill. „Ja. Sie hat sich dort unbeliebt gemacht, was man ihr, wenn man sie kennt, kaum zutraut.“

„Erzähl mir, wie das war“, sagte Bill interessiert.

„Nun, es ist ein Fall unter vielen und daher nichts Besonderes für unsere Landsleute drüben. Sie hat im Kreise guter Bekannter geäußert: »Was könnten die Russen für ein reizendes Volk sein, wenn sie nicht so penetrant sowjetisch wären. Ich verstehe nicht, daß so intelligente Menschen — wie zum Beispiel der Wasilij — sich so widerstandslos versklaven lassen!«

„Der Wasilij . . .?“ fragte Bill.

„Ja. Der Wasilij war ein sowjetischer Politoffizier, der oft in jenem Kreis zu Besuch war. Ein kultivierter hübscher Bursche übrigens.“

„Und diese Bemerkung durfte Karola nicht machen?“

Günter lachte: „Jedenfalls nicht in diesem Bekanntenkreis, wie sich am nächsten Tag herausstellte, denn da kam einer von der deutschen Polizei, der Karola verhaftete. Sie verlangte, zu Wasilij gebracht zu werden, was man auch tat, und nun geschah etwas Merkwürdiges: Wasilij, der sowjetische Politoffizier, hörte sich Karolas Darstellung des Falles in völliger Ruhe und Zigaretten rauchend an. Sie versuchte gar nicht erst zu lügen, sie wiederholte ihre gefährliche Bemerkung Wort für Wort. Dann schwiegen beide eine Zeitlang. Und plötzlich lächelte Wasilij kaum merklich und sagte leise in seinem harten Deutsch: »Karola, ich würdige sowohl das Kompliment, das Sie mir da gemacht haben, als auch den für Sie sehr gefährlichen Vorwurf. Leider hebt das Kompliment den Vorwurf nicht auf. Wenn es nach Ihren Landsleuten ginge, die Sie denunziert haben, kämen Sie jetzt für etliche Jahre in ein Gefängnis. Da es aber in erster Linie nach mir geht (hier lächelte er etwas stärker), werde ich Sie heute abend an die westliche Grenze bringen. Wenn Sie drüben sind, können Sie — wie ich weiß — alles Negative über uns Russen äußern. Es liegt an Ihnen, auch ein wenig Positives zu erzählen.« Und als er sah, daß Karola vor Dankbarkeit Tränen in den Augen hatte, fügte er noch hinzu: »Bei Ihrem guten Aussehen, Karola, werden Sie sicherlich bald eine Existenz gefunden haben.« Dann, nach diesem schüchternen Kompliment, verbeugte sich Wasilij galant. —

Karola behauptet manchmal, Wasilij, der junge Politoffizier, habe sie geliebt, und ich bin sicher, daß diese Behauptung richtig ist.“

Als Günter den Schlüssel in seine Etagentür stecken wollte, wurde plötzlich von innen geöffnet, das Licht ging an, und in dem kleinen Flur stand Karola.

„Was, du bist schon zu Hause!“ rief Günter überrascht. „Wie du siehst. Habe zu Ehren des hohen Gastes eine Stunde eher Schluß gemacht.“ Sie lachte, und Günter sagte: „Das ist wunderbar. Und hier ist nun Bill, Bill Warren.“ „Es gibt ihn also tatsächlich“, sagte Karola lächelnd, während sie Bill die Hand reichte. „Sie müssen wissen, Herr Warren, Günter hat mir schon in der allerersten Stunde unserer Bekanntschaft von Ihnen erzählt. Und dann immer wieder, so daß Ihr Name fast legendär für mich wurde. — Günter erzählte nur Gutes von Ihnen“, fügte sie hinzu.

Bill Warren schüttelte abwehrend den Kopf und boxte Günter verlegen in die Seite. „Blödsinn“, sagte er, „der Bursche hier hat bestimmt sehr übertrieben, Fräulein . . .“ Er stockte.

„Natürlich müssen Sie Karola zu mir sagen.“

„Das ist doch ganz klar“, rief Günter. „Kannst doch nicht die ganze Zeit Fräulein Wellenkamp sagen!“

„Gut“, grinste Bill. „Wenn es Ihnen nicht schwerfällt, mich einfach Bill zu nennen, bin ich einverstanden.“

Günter sagte bedeutsam: „Dir, Karola, wird es wahrscheinlich etwas schwerer fallen als Bill, der es noch gewohnt sein wird, alle deutschen Mädchen »darling« zu rufen!“

Lachend gingen sie alle in ein Zimmer, dessen Wände mit ausgezeichneten Fotos tapeziert waren. Günter holte eine Flasche Sekt, Karola stellte drei Gläser auf den Tisch, und noch ehe der Stopfen aus dem Flaschenhals knallte, hatte

Bill eine Aufnahme an der Wand entdeckt, eine Aufnahme, die sein Herz sekundenlang vor Freude schneller schlagen ließ.

Während sie die Gläser aneinanderstießen, sagte Günter: „Bill, es ist fabelhaft, daß du gekommen bist. Wir freuen uns sehr darüber, nicht wahr, Karola?“

Karola nickte lächelnd und betrachtete Bill Warren. Er hatte eine große, breite Figur, seine dunklen Haare waren ganz kurz geschnitten und wuchsen tief in die Stirn hinein, was ihm ein sehr jugendliches Aussehen verlieh. Aber am anziehendsten erschienen Karola Bills Augen, deren Ausdruck ein Gemisch aus Freundlichkeit, Intelligenz und Naivität war. Die Nase war eine richtige Indianernase: schmal, gebogen, mit ausgeprägten Flügeln; der Mund war sehr breit, doch stand er zu den ebenfalls breiten Kieferknochen in keinem Mißverhältnis. Bill war geschmackvoll und unaufdringlich gekleidet, ganz anders als seine diese Stadt bevölkernden Landsleute. Denen sah man fast immer an, daß ihre gewohnte Kleidung die Uniform war. Bill dagegen konnte man sich kaum als Soldat vorstellen. Irgendwie war es Karola unfaßbar, daß er vor zehn Jahren einer gewesen war. Dagegen — sie dachte jetzt an Wasilij — konnte sie sich diesen nicht in Zivil vorstellen. Er schien mit der Uniform der Roten Armee auf die Welt gekommen zu sein. „Bill und Wasilij“, dachte sie, „verkörpern wirklich zwei verschiedene Welten!“

Bill Warren musterte, während er langsam Schluck für Schluck den Sekt austrank, die beiden jungen Deutschen, die hier vor ihm standen. Vor allem Karola zog seine Blicke an. Ihre Gestalt war zierlich, fast klein. Unter dem nachlässig gekämmten braunen Haar wölbte sich die schmale energische Stirn, deren unterer Abschluß tiefdunkle kräftige Augenbrauen bildeten. Über den breiten Backenknochen standen die Augen in leichter Schräge, was einen slawischen Eindruck hervorrief, doch widersprach diesem Eindruck sofort wieder die schmale, gerade Nase. Bill dachte daran, daß Günter eben als Karolas Heimat das Baltikum erwähnt hatte, das alte Grenzland zwischen Ost und West, in dem solche Typen wohl nicht selten waren.

Günter Ronke wirkte gegen Karolas kontrastreicher Erscheinung etwas farblos. Er war blond, vollkommen blond: Haare, Augenbrauen und Wimpern, und auch die Haut war von jener Zartheit, wie sie Blondinen eigen ist. Die Augen waren blau, der Mund verriet Entschlußkraft und gleichzeitig einigen Leichtsinns. Er war nicht ganz so groß wie Bill, auch nicht so breit.

Bill Warren blickte wieder zu Karola, und ihre Augen trafen sich für einen Augenblick. Günter lachte leicht auf: „Na, habt ihr euch genug gemustert?“ fragte er.

„Ja“, sagte Bill. „Ich finde, du hast dir da eine bildschöne Frau ausgesucht!“

„Wußte, daß sie dir gefallen würde“, sagte Günter.

„Nun hört aber mal auf!“ rief Karola mit gespielter Empörung. „Komme mir vor wie eine Sklavin, die verkauft werden soll. Fehlt nur noch, daß du Bill aufforderst, meine Muskeln zu prüfen.“

„Ist noch gar nicht so lange her, daß mein Großvater so etwas bei jungen Negerinnen wirklich tat“, lachte Bill.

„Ja, eure Qualifikation zur »re-education« habt ihr Amerikaner gerade im richtigen Augenblick erlangt. Hundert Jahre früher, und ihr hättet uns gegen Dollars in alle Welt verscheuert.“

„Karola nicht!“ rief Bill, „die hätte ich für mich behalten. Darauf kannst du dich verlassen!“

„Und einen Monat später hätte sich euer Verhältnis geändert. Dann hätte sich Karola für deine Muskeln interessiert, und du wärest froh und glücklich gewesen, wenn du ihr hättest dienen können!“

„Ist er nicht unverschämter?“ rief Karola lachend. „Sag nur, ich tyrannisiere dich!“

„Und wenn schon“, sagte Bill amüsiert, „und wenn dem auch so wäre, Günter, ich möchte wetten, das wäre die einzig erträgliche Tyrannei der Welt!“

Günter goß die Gläser wieder voll, und sie tranken sich in bester Stimmung zu. Dann rannte Karola mit dem Ausruf „Ich habe einen Mordshunger!“ in die Küche, und Bill sagte nach einer kleinen Pause: „Ein großartiges Mädchen, Günter. Ich bin sehr froh, daß du Karola gefunden hast!“ „Und ich bin froh, daß sie dir gefällt, obwohl ich es mir ja denken konnte. Man muß sie gern haben, nicht wahr?“

Bill nickte. In der Küche hörten sie Karola hantieren. Dann und wann klirrte Besteck gegen Porzellan, eine Pfanne klapperte, und Schranktüren wurden übermütig zugeschlagen. — Bill reckte sich behaglich. Er fühlte sich wohl hier. Doch dann fiel ihm wieder das Foto ein, das er eben gewissermaßen mit einem Auge gesehen hatte. Er stand auf, ging darauf zu, fragte: „Was ist denn das hier für eine Aufnahme? Von dir?“

„Ja, natürlich“, sagte Günter, der aufgesprungen war und nun hinter Bill stand. „Habe noch eine ganze Serie davon. Interessiert sie dich?“

„Klar. Zeig sie mir“, sagte Bill.

Günter nahm das Foto von der Wand und reichte es Bill. Es zeigte einen entlassenen deutschen Kriegsgefangenen, der gerade aus Rußland gekommen sein mußte. Er trug die gesteppte Wattejacke, die Fellmütze und die schweren geflickten Schuhe. In dieser östlichen Ärmlichkeit stand der Mann vor einem Zeitungskiosk, das scharfe, ausgemergelte Gesicht einer ausgehängten Zeitung zugewandt, deren Schlagzeilen deutlich lesbar waren und lauteten: „Deutsche Soldaten werden den Westen verteidigen!“ Anerkennend lächelnd fragte Bill Warren: „Gestellt?“

„Nein“, sagte Günter, „das war ein echter Schnappschuß, den ich vor einigen Monaten machte. Aber danach habe ich den Mann, der übrigens fassungslos erstaunt über diese Schlagzeile war, mitgenommen, habe ihm allerhand

über die geplante Remilitarisierung erzählt, und dann kam mir der Gedanke, ihn vor etlichen Sehenswürdigkeiten zu fotografieren. Sehenswert auch für dich, Bill. Hier . . .“, er ging zu einem kleinen Aktenschrank, „hier ist die ganze Serie. Schau sie dir an!“

Es waren fünf Fotos, die Bill Warren nun zu sehen bekam. Alle zeigten den betroffenen dreinblickenden, gerade entlassenen Kriegsgefangenen: mal vor einem großen Plakat, auf dem sich eine „traditionsreiche Militärkapelle der Großdeutschen Luftwaffe“ mit der Versicherung ankündigte, allen Widerständen zum Trotz den „Großen Zapfenstreich“ zu spielen; mal vor dem Schaufenster eines Spielzeugladens, in dem Miniaturpanzer, Kanonen, Schlachtschiffe und ein kleines Heer Soldaten zu erkennen waren; mal vor einem Kino, dessen geschmacklose Plakate stürmende, lachende amerikanische Soldaten zeigten; mal am Bordstein einer breiten Allee stehend, auf der — wie ein vorangetragenem Schild kundtat — ein „Verband ehemaliger Soldaten“ in strammer Haltung und mit verbissenen Gesichtern aufmarschierte; und zuletzt vor dem Schaufenster einer Buchhandlung, dessen Auslage Bücher zeigte, die mit den Abbildungen ehemaliger Nazi-Generale versehen waren und deren Titel lauteten: „Erinnerungen eines Soldaten“, „Die Ersten und die Letzten“, „Soldat bis zum letzten Tag“.

Bill Warren betrachtete jedes Foto lange und gründlich. Günter beobachtete sein Gesicht, und beide spürten eine gewisse Spannung, die plötzlich über dem Zimmer zu liegen schien.

Endlich fragte Günter: „Wie findest du diese Serie?“

Bill blickte auf, und Günter glaubte ein frohes Leuchten in seinen Augen erkennen zu können. „Gut!“ sagte er.

Karola kam ins Zimmer, ein vollgestelltes Tablett wie ein Kellner auf der rechten Schulter balancierend. „Sofort die Fotos weg!“ rief sie, doch dann sah sie, um welche Aufnahmen es sich handelte, und sie stellte das Tablett mit einer geschickten Drehung auf den Tisch. „Ach so“, sagte sie, „ihr beguckt euch die s e Fotos.“ Sie wechselte rasch einen Blick mit Günter, den Bill jedoch bemerkte. Karolas Gesicht hatte plötzlich den Ausdruck ernster Spannung angenommen, und Bill ahnte, daß diesen beiden die Fotoserie allerhand bedeutete. Aufmerksam blickte er von einem zum anderen.

„Was sagen Sie dazu?“ fragte Karola leise.

Bill zündete sich eine Zigarette an, stieß den Rauch aus und sagte: „Sie sind fabelhaft, Karola. Nicht nur technisch, davon verstehe ich nicht viel, ich meine die Motive. Ich wünschte, diese Reportage würde in jeder Zeitung Deutschlands publiziert. Notwendig wäre das, glaube ich.“

Bill war sehr erstaunt, als Karola Günter um den Hals fiel und jubelnd rief: „Hast du das gehört, Liebster! Bill Warren findet es notwendig. Ist das nicht wundervoll!“

„Hattet ihr denn etwas anderes erwartet?“ fragte Bill.

Günter nickte lächelnd: „Ja. Wir haben dir unrecht getan. Wir hatten geglaubt, du stündest auf seiten derer, die unsere Militarisierung befürworten.“

„Ja“, fiel Karola ein, „wir dachten, Sie seien umgekippt wie so viele Amerikaner, die hier erst so eifrig den Antimilitarismus gepredigt haben und heute empört sind, daß die Remilitarisierung in unserer Volke keine Begeisterung erweckt.“

„Oh, ich gehöre nicht zu diesen“, sagte Bill Warren. „Im Gegenteil. Ich kam hierher . . .“ Und Bill Warren erzählte von seinen Befürchtungen, die ihn bis jetzt begleitet hatten. Er sei so froh, daß Günter offenbar wie er eine Wiederaufrüstung ablehne.

„Aber natürlich tue ich das, Bill!“ rief Günter. „Und nicht nur ich bin dagegen, sondern unzählige deutsche Menschen. Du hättest die Demonstrationen gegen die Wiederaufrüstung sehen sollen!“

„Dann war unsere vielgeschmähte »re-education« doch nicht ganz fruchtlos“, sagte Bill. „Ich kann euch versichern, daß auch das amerikanische Volk das Dilemma eurer Lage erkannt hat. Weite Bevölkerungskreise wissen, wie wichtig für euer Land die Wiedervereinigung ist, sie wissen, ein geteiltes Deutschland wird immer den Frieden bedrohen, und sie wünschen die Wiedervereinigung genau so sehr wie ihr.“

„Vor kurzem“, sagte Günter, „vor kurzem hat unser Nobelpreisträger Professor Hahn verlangt, daß die Großmächte verhandeln sollen, auch wenn ihre Ideologien verschieden sind. Er, der es wissen muß, hat vor den Folgen der Wasserstoffbombe gewarnt.“

„Ich weiß“, sagte Bill Warren. „Ich kenne die Folgen der Atom- und Wasserstoffbomben genau. Habe nicht umsonst acht Jahre dieser Forschung gedient. Heute bereue ich es. Und alle Wissenschaftler, denen es so geht wie mir, warnen vor den Folgen. Sie erklären, im Falle eines Krieges sei jegliche Art von Militär völlig sinnlos. Denn gegen eine Atombombe hat die stärkste Armee nicht die geringste Chance. Aber keiner hört auf sie. Diese Dummheit wird sich vielleicht einmal bitter rächen.“

„Sie haben ja auch etwas anderes mit dem Militär vor, fürchte ich“, sagte Karola, „ich glaube denen da oben, daß sie keinen Krieg wollen. Sie wollen nur ein neues Heer, um es im innerpolitischen Kampf benutzen zu können.“

„Sie werden sich täuschen!“ rief Günter erregt.

„Hoffentlich“, sagte Bill.

Karola, Günter und Bill Warren diskutierten bis spät in die Nacht. Dazu tranken sie starken Kaffee und rauchten unzählige Zigaretten. Bill erzählte von der Herstellung jener Bomben, deren Mißbrauch die Menschheit in einem

Schluß Seite 8

Sardische Hochzeit

Ein Bericht von Heribert Tannenbauer

Blutrache — Raubzüge — Fememord: das erzählt man von Sardinien, Italiens zweitgrößter Insel. Ob es wirklich so ist? Karstig wie die Landschaft sind auch die Menschen: schwermütig, verschlossen, abergläubig, mit leicht verletzbarem Stolz. Das ist die eine Seite ihres Charakters. Ausgelassene Fröhlichkeit, religiöse Gläubigkeit und Liebe zu kräftigen Farben — das ist die andere. „Uns Sarden fehlt die Mitte“, sagen sie von sich selbst. Doch großzügig wie in keinem anderen europäischen Land ist auf Sardinien die Gastfreundschaft. AUFWARTS erlebte sie zwei Wochen bei der Fischerfamilie Daleddu . . .



Das Lachen erstirbt mit vierzig Jahren. Denn auf Sardinien ist das Leben Arbeit. Nichts als harte Arbeit. Der Fremdenverkehr hat es noch nicht erschlossen, darum gibt es hier nichts von den billigen Amusements der Touristeninseln des Mittelmeers. Mutter Daleddu sitzt Tag für Tag auf der Steinbank und spinn die Wolle zum Hochzeitskleid ihrer jüngsten Tochter Maria. Mutter Daleddu ist eine angesehene Frau. Wenn den Bauern ein Pferd krank wird, dann holen sie Mutter Daleddu. Die bestreicht es mit Disteln und Holunderzweigen. Sie kennt auch Gegenmittel gegen den „bösen Blick“: Zauberische Medizin . . .



Auf dem Höhepunkt des Lebens glaubt sich Maria, als sie in der Kirche ihres kleinen sardinischen Dorfes niederkniet, um sich mit Melchiorre, einem jungen Fischer, zu vermählen. Wenn die erste Zeit der jungen Ehe vorüber ist, dann wird das harte Leben auf Sardinien auch Maria seinen Stempel aufdrücken, der die Frauen so früh alt werden läßt. Sie wird niemals reich sein. Die Bauern Sardiniens leben arm und primitiv. Sie arbeiten noch mit den gleichen Geräten wie ihre Urgroßväter. Maschinen, moderne Geräte, Düngemittel — dazu sagen sie nein wie zu fast allem, was vom Festland Italien kommt . . .

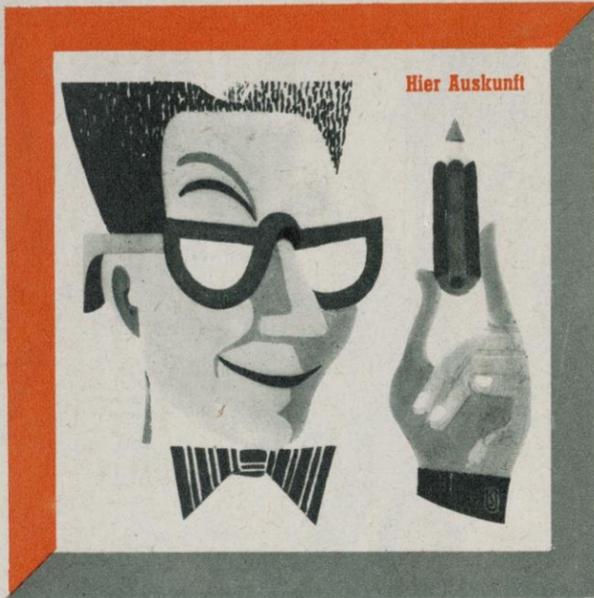


Das glückliche Lachen der Braut zaubert einen seltsamen Glanz auf die harten Gesichter der Bauern, Bergarbeiter und Fischer aus Marias Familie Daleddu, die alle zu der großen Hochzeit gekommen sind. Und jeder bewundert lange und ehrlich Marias Brautgewand. Vier bis fünf Jahre lang hat sie an diesem Brautgewand gearbeitet, noch bevor sie ihren Melchiorre kennen und lieben lernte. Alle Mädchen auf Sardinien machen es so. Die sardinischen Festtagstrachten — dem Charakter der jeweiligen Landschaft entsprechend in Art und Farbe verschieden — sind die kostbarsten Handarbeiten der Insel Sardinien . . .

Am Tag nach der Hochzeit beginnt wieder das ernste Leben. Melchiorre geht auf den Fischfang. Nun sorgt er nicht mehr für sich allein, jetzt hat er eine Frau. Die sardinischen Fischer fangen vor allem Thunfische und Langusten. Sie fischen nur in den Süßwasserseen an der Küste. Sie sind keine Hochseefischer. Seitdem Sardiniens Feinde immer wieder über das Meer kamen, um die Insel zu erobern — Phönizier, Karthager, Mauren, Genuesen, Spanier —, haben die Sarden eine Scheu vor dem Meer, so sagt man. Die Sarden leben zurückgezogen auf ihrer Insel wie in einem Schneckenhaus, den neugierigen Blicken verborgen.

Liebe Freunde!

Paßt mal auf, wir haben heute etwas mehr Platz. Gleich rechts neben unserer „Auskunft“ steht noch ein kurzer Artikel, den ich für uns „rausgeschunden“ habe. Jetzt möchte ich aber auch die Gelegenheit benutzen, an dieser Stelle mal ein paar Worte zu einem Thema zu sagen, das wir eigentlich noch nie behandelt haben. Thema: „Aufwärts.“ Nicht um Inhalt und Gestaltung des „Aufwärts“ geht es, nein, um seine Verbreitung. Da hat mir doch vor kurzem ein Freund erzählt, er arbeite in einem Betrieb mit immerhin 24 Lehrlingen. Er sei der einzige von diesen 24, der regelmäßig den „Aufwärts“ beziehe. Das sei doch eigentlich traurig, und das könne doch nicht so weitergehen. Kann es auch nicht! Ich möchte hier ruhig mal aus dem „Nähkörbchen“ plaudern: Mit der Verbreitung des „Aufwärts“ steht es keineswegs zum besten. Weil das so ist, muß ich Euch allen sagen, was ich unserem Freund gesagt habe. „Sieh mal“, habe ich gesagt, „wir sind doch auch auf deine Unterstützung angewiesen. Du hast mir eben erzählt, der „Aufwärts“ gefalle dir im großen und ganzen gut. Es hätte dich besonders in den letzten Monaten oft gefreut, daß durch ihn immer wieder deine Meinung zur aktuellen Politik bestärkt und unterstützt wurde. Schön. Wäre es da nicht eine gute gewerk-



schaftliche Aufgabe, in dieser Situation unter deinen 23 jungen Kollegen wenigstens ein paar für den »Aufwärts« und damit ja auch für deine eigene Auffassung zu gewinnen?“ — Wollt Ihr mir einen Gefallen tun? Wollt Ihr mir nicht schreiben, warum der Freund neben Euch den „Aufwärts“ noch nicht liest? In vierzehn Tagen sprechen wir uns wieder!

Freundliche Grüße, Thomas

Illusionen?

Aus Mannheim schreibt uns Rosel Kunze: „Ich möchte so gern Mannequin werden. Kannst Du mir nicht einmal schreiben, wie man das anstellen muß?“

Mache ich gar nicht gern, Rosel. Nicht, daß ich was gegen Mannequins hätte. Ich fürchte nur, daß Du Dir Illusionen machst, was die Aussichten für ein einfaches Mädchen in diesem Beruf betrifft. Beraten kann Dich in dieser Sache eigentlich nur ein ernsthafter Mensch, der Dich gut kennt. Nur er könnte beurteilen, ob Dein Wunsch ernst zu nehmen ist. Unabhängig davon kann ich Dir sagen, daß es wohl am reellsten ist, wenn ein junges Mädchen zunächst eine Lehre im Modefach mitmachen würde, bevor es daran denkt, Mannequin zu werden. Wie wäre es mit Schneiderin oder Putzmacherin? Wenn es dann mit dem Mannequin nicht klappt, hängst Du nicht in der Luft, klappt es aber doch, dann bist Du besonders sachkundig. Du könntest natürlich auch eine der neuen Mannequinschulen besuchen, die sich in vielen Großstädten aufgetan haben. Aber das kostet viel Geld. Und da eine solche Ausbildung viel Geld kostet, bist Du nie sicher, ob sie Dich auf der Schule wirklich angenommen haben, weil Du Talent zum Mannequin hast...

Leser für Leser!

Nora Kalweit, Hamburg, schreibt uns zum Thema „Betriebsfeier“ in Nr. 5 und Nr. 6 (1955):

„Ich bin, wie auch Frau Hilde G. aus Ingolstadt, nicht mehr so jung (37 Jahre), aber doch auch noch jung genug, um den »Aufwärts« zu lesen. Ich bin ledig, 16 Jahre im behördlichen Dienst beschäftigt und seit acht Jahren Betriebsratsmitglied. In diesen Jahren sind schon viele Betriebsfeste mit und ohne Ehefrauen an mir vorübergezogen, wozu ich sagen darf, daß die »ohne« Ehefrauen die nettesten waren.

Zunächst die Feste mit Ehefrauen: Es ist ja bekannt, daß fast in allen Betrieben, in denen Frauen beschäftigt sein können, gegenüber den männlichen, verheirateten Kollegen ein Überschuss an ledigen Frauen ist. Beginnt nun der Tanz, dann fordern selbstverständlich die männlichen Kollegen zuerst ihre Ehefrauen auf, so daß ihre weiblichen Kolleginnen, soweit sich nicht zwei zusammenfinden, an den Tischen sitzenbleiben und dem Vergnügen von dort aus zuschauen. Der Gesellschaftsordnung entsprechend geht die Reihe nun so weiter, daß zunächst alle verheirateten Frauen von den Kollegen ihrer Ehemänner aufgefordert werden. Man amüsiert sich und denkt nun gelegentlich an die ledigen Kolleginnen, denen gegenüber man aus seiner Stellung heraus vielleicht Verpflichtungen hat, und das ist nun schon leider oft ein Anlaß für die meisten verheirateten Frauen, eine Mißstimmung aufkommen zu lassen.

Kulturbringer oder Unterdrücker?

Der weiße Mann

Nichts gegen das Städtchen Preetz in Holstein — aber nach Karten und Lexikon zu urteilen muß es eine zwar hübsche, doch etwas verschlafene Kleinstadt am nordwestlichen Ausläufer des Plöner Sees sein. Nichts gegen das Städtchen Tabarka in Tunesien — aber nach Karten und Lexikon zu urteilen muß es eine zwar romantische, doch etwas verschlafene Kleinstadt am Mittelmeer sein. Von Preetz in Holstein nach Tabarka in Tunesien hat es unseren Freund Walter Schöning verschlagen. Von Kleinstadt zu Kleinstadt. Aber dazwischen liegt nicht nur ein Weg von etlichen tausend Kilometern. Dazwischen liegt für Walter gewiß ein Weg, der mit Erfahrungen, Erkenntnissen, Sorgen, Qualen und vielleicht auch mit einigen guten Stunden gepflastert ist. Walter gehört zur französischen Fremdenlegion, hat es schon bis zum Korporal gebracht. Am 13. März, einem Sonntag, hat er sich hingesetzt und uns einen langen Brief geschrieben. Als dieser Brief am 21. März bei mir ankam, brachte der Postbote zugleich noch einen anderen aus Berlin-Wannsee. Aber ich möchte euch zunächst aus Walters Brief einige wichtige Absätze vorlesen:

„Im AUFWARTS vom 20. Januar las ich Deinen Vorschlag, einem jungen Menschen aus kolonialem Gebiet eine technische oder wissenschaftliche Ausbildung zu verschaffen. Darf ich als ehemaliges Mitglied der DGB-Jugendgruppe Preetz/Holstein einiges dazu sagen? Ich bin mit der französischen Legion schon ein ganzes Stück herumgekommen. Fangen wir mal mit Indochina an. Ist nicht eigentlich die ganze letzte Entwicklung dort ein schlagender Beweis für den »Dank« eines Asiaten gegenüber Europa? Europa bringt ihnen einige soziale Einrichtungen, Handel, Kultur. Der Dank? Raus! Ihr habt uns genug unterstützt — also nichts wie raus. — Ein Kamerad geht zu einem annamitischen Kaufmann (gelernt in Europa, auf Europas Kosten) und will eine Büchse Kaffee kaufen. Dafür soll er 55 Piaster (10 Piaster etwa 1 DM) bezahlen. Das ist viel zu teuer. Er schickt eine Annamitin in den Laden. Die braucht als Asiatin nur 32 Piaster zu bezahlen. Wo wir auf der Rückfahrt von Indochina auch anlegten und etwas kauften, in Singapur, Aden, Sues, Port Said, sahen wir uns betrogen. Hier werden Araber in europäischen Schulen ausgebildet — auf daß sie Europäer nachher von hinten und vorn betrügen. Seit wir hier in Tabarka liegen, sind alle Preise mindestens um 25 v. H. gestiegen. Also, wenn ich etwas zu Eurem Plan sagen darf: »Nein«. Du bildest die Leute auf Deine Kosten aus, auf daß sie deinesgleichen einmal in ihrer Heimat betrügen.“

Soweit die wichtigsten Teile aus Walters Brief. Ehe ich ein paar Worte dazu sage, möchte ich nun ein paar Absätze aus jenem Brief bringen, der zur gleichen Zeit aus Berlin-Wannsee bei mir eingetroffen ist. Er stammt von Willy Huhn, einem Dozenten, der, wie er schreibt, auch in der Gewerkschaftsjugend tätig ist:

„Nichts hat neben Eurem Kampf gegen die Wiederaufrüstung unseres gespaltenen Landes so sehr meine Zustimmung gefunden wie der Vorschlag, einem jungen Menschen aus kolonialem Gebiet eine technische oder wissenschaftliche Ausbildung zu verschaffen. Das ist auch meine Ansicht: »Unterentwickelte Länder brauchen jeden Mann mit Fachbildung wie das liebe Brot, um voran-

zukommen.« Und wissen wir denn eigentlich, wie sehr unsere farbigen Kollegen »das liebe Brot« entbehren? Nehru, der Ministerpräsident von Indien, erklärte jedenfalls 1949, wichtiger als jede Außenpolitik sei für ihn das Bemühen, jedem seiner Inder eine zweite Mahlzeit täglich zu verschaffen. — Nun schreibt unser Freund B. Neidhardt, Bremerhaven, in seiner Zustimmung zu dem Vorschlag, man solle einen Neger aus den ehemaligen deutschen Kolonien auswählen. Die Schwarzen dort hätten uns bisher noch nicht vergessen. — Die Farbigen werden ihre Kolonialherren niemals vergessen, auch nicht in den ehemaligen deutschen Kolonien. Dazu haben wir uns ihnen zu nachdrücklich ins Gedächtnis eingebrannt. Und wenn Ihr einen Neger aus jenen Gebieten unserer deutschen Kolonialklaverei auswählen solltet, dann mit der Scham des weißen Mannes, wie sie Albert Schweitzer zum Ausdruck gebracht hat, d. h. mit dem Gefühl, bestenfalls an einem die Verbrechen wiedergutmachen zu können, die an Millionen begangen wurden. — Ich beschäftige mich seit langem mit diesem Thema. Die anderen weißen Kolonialherren haben früher als die deutschen in ihren Kolonien schwere Verbrechen gegen die Menschlichkeit verübt und setzen dies bis in die Gegenwart, wo sie noch die Macht dazu haben, fort. Daß aber auch wir Deutsche keinen Grund haben, uns über die Praxis der anderen Nationen moralisch zu entrüsten, das möge Euch ein Teil meines Materials über die Kolonialpolitik des kaiserlichen Deutschlands zeigen.“ (Auf dieses Material werden wir noch zurückkommen, falls die Diskussion weitergehen sollte.)

So, das waren die beiden Briefe. Warum ich sie einander gegenübergestellt habe? Um mit Willy Huhns Ausführungen Walters Schönings Angaben zu widerlegen? Das wäre gar nicht möglich — die beiden Brieffschreiber lernen erst jetzt die jeweiligen Argumente des anderen kennen.

Ich wollte euch nur zeigen, daß die Diskussion um unseren Plan — der übrigens materiell noch keineswegs gesichert ist — ins Grundsätzliche geraten ist. Das habe ich nicht beabsichtigt. Aber da es so gekommen ist, müssen wir uns auch mit diesen Fragen auseinandersetzen. Also schlage ich euch vor, diese beiden Briefe als Diskussionsgrundlage zu benutzen. Jetzt solltet ihr Stellung nehmen!

Was meine eigene Meinung betrifft, so dürfte sie euch kein Geheimnis sein. Ich betone noch einmal, daß ich Walters Schönings Beispiele keineswegs für erfunden halte. Nur glaube ich, er zieht völlig falsche Schlußfolgerungen aus seinen Erlebnissen. Die Sicht des Fremdenlegionärs scheint mir eben nicht geeignet, unterdrückte Völker richtig zu beurteilen.

Aber schreibt mir bitte erst einmal, was ihr von beiden Briefen haltet. Dann werden wir weitersehen. Und um unser Bild abzurunden, werde ich anschließend einen jungen arabischen Freund bitten, im AUFWARTS zu der gesamten Frage Stellung zu nehmen.

Thomas

Bill Warren's Besuch

Fortsetzung von Seite 6

Tag vernichten kann. Er betonte, daß es Unsinn sei, Luftschutzkeller gegen diese Bomben zu bauen, da sie im Falle einer Explosion einfach keinen Schutz böten. „Das ist eine törichte Illusion“, sagte er, „dazu angetan, die Wirkung der Bomben zu bagatellisieren.“

Bill sagte: „Es gibt nur eine einzige Möglichkeit, den Frieden zu erhalten: Verhandlungen, Verhandlungen und nochmal Verhandlungen. Ein internationales Verbot der Atombombe ist eine Farce. Falls wirklich ein Krieg ausbricht zwischen der westlichen und östlichen Welt, wird er in eurem Land entschieden werden, und zwar durch Atom- und Wasserstoffbomben. Kein Militär, so es unterlegen ist, wird auf diese Bomben verzichten.“

„Wozu also ein Heer?“ fragte Günter.

„Ja, wozu?“ sagte Bill. „Es ist sinnlos, völlig sinnlos...“

Als Karola das Zimmer lüften wollte, sah sie, daß sich der Himmel inzwischen erhellt hatte.

„Hat es noch Sinn zu schlafen?“ fragte sie.

„Viel sogar“, sagte Günter. „Du gehst nämlich heute nicht ins Büro.“

„Nein“, stimmte Bill zu, „ich werde sie entschuldigen. Werde einfach sagen, ich sei ihr Onkel.“

„Aus Amerika“, sagte Günter.

„Herrlich“, rief Karola, „dann werden wir jetzt schlafen.“ „Und dann miete ich ein Auto, und wir fahren an den Rhein“, sagte Bill.

Kurz vor Mittag fuhren sie los. Bill steuerte den Wagen zu jener Stelle des Rheins, an der er vor zehn Jahren übergesetzt war.

„Hier — hier landete mein Sturmboot“, sagte er leise.

„Ich werde jenen entsetzlichen Tag nicht vergessen.“

Und dann erzählte er von diesen vergangenen Tagen, die so mit Grauen und Tod angefüllt waren. Karola und Günter merkten, daß seine Worte manchmal versagten, um den Haß auf den Krieg auszudrücken. Auch sie spürten diesen heilsamen Haß, der alle Menschen der Erde verbinden sollte und ohne den ein Frieden nicht denkbar ist.

„Es ist wichtig, diesen Haß in allen Menschen zu schüren. Er muß eine lodernde Flamme sein, die jeglichen Gedanken an den Krieg verbrennt“, sagte Bill Warren und blies den Rauch seiner Zigarette gedankenvoll gegen den Rhein...

Schluß